

Heft 9/2012

Germanistik in der Schweiz

Zeitschrift der
Schweizerischen Akademischen
Gesellschaft für Germanistik

Herausgegeben von Michael Stolz und Robert Schöller

Sonderdruck

germanistik.ch
Verlag für Literatur- und Kulturwissenschaft

Inhaltsverzeichnis

Editorial VII

Jahresversammlung der SAGG (Basel, 5. November 2011)

REGULA SCHMIDLIN Zum Erzählerwerb aus linguistischer Sicht: Narrative Strukturen in Monolog und Interaktion	1
RÉJANE GAY-CANTON Wenn Heiden und Juden den Christen zum Beispiel werden. Zur Kontroverse um die Empfängnis Marias im späten Mittelalter und in der frühen Neuzeit	15
YEN-CHUN CHEN Das Alte und das Neue im ›Rappoltsteiner Parzifal‹. Komplementarität als kohärenzstiftendes Moment in mittelalterlichen Graldichtungen	29
MARIO WICKI Gibt es ein Schweizer Standarddeutsch? Pro und Contra	35

Aktuelle Editionsprojekte in der Schweiz

PETER STOCKER Adressaten und Adressierungen in Robert Walsers Briefen und ihre editorische Behandlung in der Kommentierten Berner Ausgabe (KBA)	57
ULRICH WEBER Vernetzungen: Die textgenetische Edition des ›Stoffe‹-Projekts von Friedrich Dürrenmatt im Umfeld anderer Nachlass-Editionen	79
MAGNUS WIELAND / SIMON ZUMSTEG Hermann Burgers ›Lokalbericht‹. Von der Archivfiktion zur Archivedition	91

Buchbesprechungen

Wolfram von Eschenbach. Ein Handbuch, hg. v. Joachim Heinze (ULRICH MÜLLER)	111
Susanne Knaeble: Höfisches Erzählen von Gott. Funktion und narrative Entfaltung des Religiösen in Wolframs ›Parzival‹ (MICHAEL DALLAPIAZZA)	117

Gottfried von Straßburg. <i>Tristan und Isold</i> , hg. v. Walter Haug und Manfred Günter Scholz (NATHANAEL BUSCH)	121
Wigamur. Kritische Edition – Übersetzung – Kommentar, hg. v. Nathanael Busch (CHRISTIAN KIENING)	124
Björn Reich: Name und <i>maere</i> . Eigennamen als narrative Zentren mittelalterlicher Epik (GERT HÜBNER)	127
Reinhard Hahn: Geschichte der mittelalterlichen deutschen Literatur Thüringens (FRITZ PETER KNAPP)	131
Stefan Seeber: Poetik des Lachens. Untersuchungen zum mittelhochdeutschen Roman um 1200 (CORINNA VIRCHOW)	134
Christian Kiening: <i>Unheilige Familien</i> . Sinnmuster mittelalterlichen Erzählens (JUSTIN VOLLMANN)	139
Mittelhochdeutsche Sangspruchdichtung des 13. Jahrhunderts, hg. v. Theodor Nolte / Volker Schupp (HOLGER RUNOW)	142
Tobias Lüpkes: <i>Varianz</i> . Studien zu einer kulturellen Verortung am Beispiel Walthers von der Vogelweide (JUDITH LANGE)	148
Lyrische Narrationen – narrative Lyrik. Gattungsinterferenzen in der mittelalterlichen Literatur, hg. v. Hartmut Bleumer / Caroline Emmelius (GABRIEL VIEHHAUSER)	150
Rezeptionskulturen. Fünfhundert Jahre literarischer Mittelalterrezeption zwischen Kanon und Populärkultur, hg. v. Mathias Herweg / Stefan Keppler-Tasaki (CHRISTOPH HUBER)	164
Wissenstransfer im Deutschunterricht. Deutsch-jüdische Literatur und mittelalterliche Fachliteratur als Herausforderung für ein erweitertes Textverstehen, hg. v. Thomas Bein / Hans Otto Horch (KATHRIN CHLENCH)	168
Buchkultur und Wissensvermittlung in Mittelalter und Früher Neuzeit, hg. v. Andreas Gardt / Mireille Schnyder / Jürgen Wolf (LYDIA WEGENER)	171
Helmut Birkhan: <i>Nachantike Keltenrezeption</i> . Projektionen keltischer Kultur (YEN-CHUN CHEN)	176
Simon Zumsteg: <i>«poeta contra doctus»</i> . Die perverse Poetologie des Schriftstellers Hermann Burger (JULIAN REIDY)	179
Autorinnen und Autoren	187

Adressaten und Adressierungen in Robert Walsers Briefen und ihre editorische Behandlung in der Kommentierten Berner Ausgabe (KBA)

VON PETER STOCKER

The Robert Walser Centre is planning three volumes containing the letters to and from Walser as a part of the Annotated Bernese Edition. This paper intends to demonstrate, with a few examples, the poetological meaning of addressing in Walser's epistolography – which, jointly with the peculiarities of the transmission, requires conclusions in editorial practice. The addressing can as well provide a basis to theoretical considerations on the role of the editor in a literary communication system. After an introductory overview of the corpus, precise distinctions between four levels of the concept of addressing will be made. In the following, some first examples will show that even slight differences in addressing can be quite significant. Other examples to be examined will illustrate how Walser fictionalizes his addressees. It will, finally, become apparent that Walser's autofiction actually dissolves the boundaries between epistolography and published oeuvre.

Von Robert Walser (1878 bis 1956) sind etwa 750 Briefdokumente überliefert, zwischen 1897, als Walser sich in einem Brief an Robert Seidel der Arbeiterbewegung andiente, *als Schreiber oder so was*, und seinen letzten Jahren in Herisau, in denen er Briefe schliesslich fast nur noch schrieb, um sich für Esswaren- und Rauchwarengeschenke zu bedanken. Dazwischen liegt ein langer Zeitraum, in dem sich ein faszinierendes Briefopus entfaltet. Der grösste Teil, gut zwei Drittel der Briefe, fällt in die Jahre nach Walsers Rückkehr aus Berlin (1913 bis 1929); besonders dicht gestreut sind sie in den Jahren 1917, 1918 und 1919, in denen Walser nicht weniger als sechs Bücher publizieren konnte. Die Korrespondenz mit den verschiedenen beteiligten Verlagen lässt sich streckenweise fast Tag für Tag verfolgen. Aber auch die Zeit davor (1897 bis 1913), zurück bis zu Walsers literarischen Anfängen – Briefe an Peter Altenberg und an Josef Viktor Widmann waren publikationsträchtiger als der Brief an Seidel! – ist dokumentiert.

Die «*pièce de résistance*» von Walser Brief-Oeuvre bilden die Briefe an seine Freundin Frieda Mermet. Dieses Korpus ist nicht nur sehr umfangreich (fast 200 teilweise längere Briefe), sondern ist auch inhaltlich gesehen singulär. Walser entwickelt hier einen erotisch-antierotischen Briefstil. Geistreich-galante Briefe an Therese Breitbach bilden dazu ein zwar weniger umfangreiches, doch nicht weniger beachtenswertes Gegenstück. Einen weiteren grossen Komplex bilden Walsers Briefe an Verlage (zusammen ca. 200 Briefe), insbesondere an

den Insel-, den Rascher- und den Huber-Verlag. Walser zeigt sich hier – entgegen dem Klischee eines weltfremden «Mansardenliteraten» – als ein Autor der auch in geschäftlichen Fragen recht beherzt aufzutreten vermag. Eine wertvolle Ergänzung dazu bilden die Briefe mit Feuilletonredaktionen (ca. 140 Briefe an etwa 20 verschiedene Redaktionen), unter denen die Briefe an Otto Pick, Redakteur der «Prager Presse», ein besonderes Gewicht haben.

Natürlich gibt es auch Lücken: So wären etwa im Bereich der Familienkorrespondenzen Briefe sehr willkommen, die über das Verhältnis zwischen Robert und Karl Walser und über ihre intensive, aber nicht unbelastete Zusammenarbeit Aufschluss geben könnten. Auch Briefe an den Cassirer-Verlag, wo Walsers drei Romanbücher und ein Gedichtband erschienen sind, sowie an den Kurt Wolff-Verlag, wo drei weitere Bücher herauskamen, sind bedauerlicherweise selten. Und schliesslich ergibt sich die schmerzlichste Lücke aus dem Umstand, dass Walser selbst keine Briefe aufbewahrt hat. Briefe an ihn sind folglich fast nur bekannt, wenn sich Duplikate davon in einem Verlagsarchiv erhalten haben (ca. 150 Briefe). Das Briefkorpus umfasst inklusive der Gegenbriefe gesamthaft ca. 900 Briefe; nicht einmal die Hälfte davon steht in der ersten und bisher einzigen Briefedition.¹

Robert Walsers Verhältnis zu der durch das Merkmal der Adressierung bestimmten Briefgattung ist besonders interessant, da sein Schreiben zum waghalsigen Spiel mit Rollenrede, Rollenbildern und rhetorischen Masken tendiert.² Darauf hat schon 1987 PETER VON MATT hingewiesen, in einem kurzen Beitrag unter dem Titel «Wer hat Robert Walsers Briefe geschrieben?». VON MATT stellt das vermeintlich Evidente in Frage und geht davon aus, dass sich in Walsers Briefen der «Vorgang einer probeweisen Selbstsetzung» ereignet. Von

1 Robert Walser: Briefe, hg. v. JÖRG SCHÄFER unter Mitarbeit von ROBERT MÄCHLER, Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1979; um zehn Nachträge erweiterte Neuauflage der als Bd. 12/2 der ersten Gesamtausgabe veröffentlichten Ausgabe von 1975 (Das Gesamtwerk, hg. v. JOCHEN GREVEN, Genf und Hamburg: Kossodo 1972). Diese Ausgabe enthält keine Gegenbriefe. – In Abt. IV der Kommentierten Berner Ausgabe (KBA), die zur Zeit vorbereitet wird, werden Text und Kommentar drei Bände einnehmen. Der grösste Zuwachs gegenüber der Ausgabe von JÖRG SCHÄFER wird bei den Gegenbriefen der Verlagskorrespondenz (Insel und Huber) liegen, bei Briefen an Frieda Mermet, die SCHÄFER zwar bekannt waren, aus Rücksichtnahme aber unberücksichtigt liess. Dazu kommen weitere kleine Gruppen wie etwa Walsers teilweise recht rätselhafte Briefe an Flora Ackeret oder seine Korrespondenz mit Robert Faesi.

2 Vgl. CHRISTIAN BENNE: Autofiktion und Maskerade: Robert Walsers Ästhetik des Biographieverzichts, in: ... *andersteils sich in fremden Gegenden umschauend* – Schweizerische und dänische Annäherungen an Robert Walser, München 2007, S. 33–53. – BENNE präferiert in Bezug auf Walser den Begriff der «Maske» gegenüber jenem der «Rolle», da dieser besser zur «konsequente[n] Auslöschung des eigenen «Ich»» passt, die Walser nach BENNES Auffassung in seinem Schreiben praktiziert (ebd., S. 42–45).

Matt entgeht nicht, dass ausser dem Briefschreiber auch Walsers Adressaten Brief um Brief «je neu entworfen und gesetzt werden».³

Mindestens vier Ebenen sind auseinanderzuhalten, um dieser Ausgangslage analytisch gerecht werden zu können:

1. *Ebene der Briefkommunikation*: Wer waren die Empfänger von Walsers Briefen?
2. *Textuelle Ebene*: Wie adressiert Walser seine Briefe?
3. *Ebene der Fiktionalisierung*: Wie werden in Walsers Briefen Adressatenrollen konstruiert und in welchem Verhältnis stehen diese Rollen zu den realen Adressaten?
4. *Mediale und editionstheoretische Ebene*: Welche Adressierungseffekte ergeben sich durch die Transposition von Brieftexten in Publikationsmedien und insbesondere in Editionen? Und wie verhalten sich diese Effekte zur Primäradressierung von Texten?

Zu (1): Die textuelle Konstruktion von Adressatenrollen suspendiert natürlich nicht die reale kommunikative Situation, in der es empirische Personen gibt, die Walsers Briefe empfangen, gelesen und beantwortet haben. Es wäre aber verfehlt anzunehmen, dass man sich hier auf sicherem Terrain bewegt. Die überlieferten Briefe Walsers tragen zwar vielfältige Spuren der Bearbeitung – sie wurden gestempelt, visiert, mit Annotationen und Registervermerken versehen usw. Wer genau im komplexen Sozialsystem eines Verlags sich letztlich als angesprochener Adressat und/oder als zur Antwort berechnete oder verpflichtete Person gesehen hat, ist jedoch vielfach unsicher. Dies liegt vor allem am bereits erwähnten Umstand, dass Briefe an Walser (weitgehend) fehlen oder nur in Entwürfen, Durchschlägen oder Abschriften überliefert sind, auf denen die Unterschrift fehlt. Aber auch daran, dass viele Umschläge zu Walser Briefen verloren gegangen sind.

Zu (2): Die Adressierung sollte man nicht als Phänomen auffassen, das sich vom <Text> trennen lässt wie ein Briefumschlag von dessen Inhalt. Sie gehört zum Textsystem <Brief> so wie beispielsweise Titel, Inhaltsverzeichnisse und

3 PETER VON MATT: Wer hat Robert Walsers Briefe geschrieben? In: *Immer dicht vor dem Sturze ... Zum Werk Robert Walsers*, hg. v. PAOLO CHIARINI / HANS DIETER ZIMMERMANN, Frankfurt a.M. 1987, S. 98–105. – VON MATT führt seine These anhand brieflicher Schlussformeln aus und untersucht Walsers Briefverkehr mit Frauen.

Vorworte zum Textsystem ‹Buch› gehören.⁴ Die Adressierungsarbeit beginnt auf dem Briefumschlag und im Briefkopf, setzt sich in der Anrede fort, durchdringt den gesamten weiteren Brieftext und wird erst mit Grussformel und Unterschrift abgeschlossen.

Zu (3): Will man die textuelle Konstruktion von Adressatenrollen modellhaft verstehen, führt kein Weg an der Fiktionstheorie vorbei.⁵ Zwar sind Walsers Briefe nicht-fiktiv, insofern sie physisch existieren, und nicht-fiktional, insofern sie aufrichtige Sprechakte (Bitten, Beschwerden usw.) repräsentieren. Doch wird die Identität zwischen der Adressierungsreferenz, die auf eine reale Person bezogen ist, und der ‹textinternen› Bedeutung der Adressaten(-namen) durch Fiktionalisierung partiell aufgelöst. Diese Fiktionalisierung wirkt einschränkend auf die Glaubwürdigkeit und Zuverlässigkeit der Sprechakte zurück.

Zu (4): Briefgeschichtlich ist bekannt, dass Briefpartner einen expliziten oder impliziten Pakt eingehen können, der das ‹Weitergeben› der Briefe an ein sekundäres Publikum vorsieht, wie etwa im Fall von ‹Goethe's Briefwechsel mit einem Kinde› (1835).⁶ Gerade unter ‹Literaten› dürften schwerlich Briefe gewechselt werden, die nicht auf die potentielle Publikation hin (oder aber: gegen diese) geschrieben werden. Ganz abgesehen von der nicht fiktionalitätsfreien ‹Selbststilisierung› des Briefschreibers, ergibt sich aus dem literarischen Briefpakt auch eine Art Grundfiktionalisierung des Adressaten: Als Empfänger wird der Primäradressat, sobald ein Briefwechsel ‹veröffentlicht› ist, zu einem uneigentlichen Figuranten des literarischen Publikums.⁷

Im prototypischen Vollzug der aus dem literarischen Briefpakt resultierenden doppelten Adressiertheit wird der Primäradressat selbst zum Vermittler: Der Familienvater liest bei Tisch die an ihn gerichteten Reisebriefe vor; der Empfänger eines Briefes reicht diesen im Salon weiter. Der Schriftsteller gibt die Briefe seines prominenten Schriftstellerfreundes nach dessen Tod weiter oder veröffentlicht sie selber. Wenn Briefempfänger sich auf diese Weise in ‹Edito-

4 Zur Valorisierung der Adressierungsebene in literarischen Texten vgl. GÉRARD GENETTE: Paratexte. Das Buch vom Beiwerk des Buches, Frankfurt a.M./New York 1989.

5 Vgl. BENNE: Autofiktion und Maskerade [Anm. 2], S. 38–45; BENNE stellt Begriffsbildungsdefizite fest, kritisiert insbesondere die Vagheit des Begriffs ‹Autofiktion› und stützt seine Argumentation auf Nietzsches Masken-Begriff.

6 Vgl. REINHARD M. G. NICKISCH: Brief, Stuttgart 1991 (Sammlung Metzler 260), S. 21.

7 Vgl. dazu auch TATJANA KUHARENOKA: *Immer, wenn ich Hunger habe, gelüftet es mich, einen Brief zu schreiben*: Robert Walser als Briefautor, in: Tradition und Moderne in der Literatur der Schweiz im 20. Jahrhundert. Beiträge zur Internationalen Konferenz zur deutschsprachigen Literatur der Schweiz, 26. bis 27. September 2007, hg. v. EVE PORMEISTER / HANS GRAUBNER, Tartu 2008, S. 38–52, hier S. 38–43.

ren» verwandeln können,⁸ könnte sich umgekehrt für Editoren, die nicht an sie gerichtete Briefe veröffentlichen, die Frage aufdrängen, ob man, indem man ediert, nicht «nolens volens» in die Position eines uneigentlichen oder falschen Primäradressaten gerät.

Diese Frage ist mehr als eine Form scholastischer Selbstreflexion, da sich aus ihr neue Zugänge zu Theorie und Praxis der Brief-Kommentierung entwickeln liessen. Was heisst es, durch Kommentare Briefe verstehbar zu machen? Vermittelt man, in souveränem Durchblick auf Realien und Realitäten, Kommentatorenwissen? Oder vermittelt man Adressatenwissen, verstanden als den spezifischen Rezeptionshorizont, in dem der Brief entgegengenommen wurde? Vor allem aber stellen sich editorisch viele praktische Fragen zur Berücksichtigung, Wiedergabe und Kommentierung von Adressierungsphänomenen.

Im Folgenden gilt es, an einigen Beispielen verschiedenartige Adressierungsphänomene zu demonstrieren. Leitend ist dabei der Gedanke, dass diese Phänomene mit Kernelementen von Walsers Epistolographie verbunden sind.

8 Recht anschaulich wird diese Metamorphose an Matthias Zschokkes Email/Brief-Ausgabe «Lieber Nils» (Göttingen 2012). Der Empfänger von Zschokkes Emails verwandelt sich durch die Entscheidung, seine eigenen Emails nicht in die Ausgabe aufzunehmen, vom Briefempfänger in eine editorische Vermittlungsinstanz – *so erübrigen sich meine Mails für Fremdleser* (Vorwort, S. 5).

München, 25. September 1901.
 An die Redaktion der
 'Insel'
 München.
 'Geographische Forum'.
 Ich bitte Sie, mir das favorise, das Sie mir nach
 Pflichten gebühren senden diese Bitte einzusenden, die ich die
 Dünste erhalten muß, und zwar diese Bitte für mich unbedingt
 setzen muß.
 Genehmigen Sie mir vor dieser my minima soll können
 Gefährdung & Logen für
 Robert Walser.
 Gallmysters 43 II links

Abb. 1: Walser an die Zeitschrift «Die Insel», 25.9.1901, GSA: 50/3630 (Blatt beschnitten)

Waldenau, 4. Nov. 1903

Erb. Insel-Verlag, Leipzig
Lindenstrasse 20

Herrn Rudolph von Poellnitz.

Ich gestatte mir, Ihnen unter Bezugnahme
einer Karte von Franz Böck, die unter vorgenanntem
Namen von mir mit der stilligen Anfrage zu übermitteln,
ob Sie event. geneigt wären, ein Briefwerk (samt
Zugabe) zu schreiben, das bei einfacher Ausstattung (das
Brieflein) auf 100 Seiten nicht zu groß sein
soll. Meinungsäußerungen darüber erbeten. Die betr.
Karten selbst werden ich Ihnen, falls Sie eine Genehmigung
einbringen, direkt beschaffen.

Mit unbegrenzter Hochachtung
Robert Walser

Aufstellung der für in Waldenau
eine eventuelle Herausgabe im Inselverlag am Fincksee
für geeignet erachteten Werke:

<u>Dramen</u>	<u>Gedichte</u>	<u>Prosa:</u>
Die Knaben	Auswahl von	Brig. Stocher Aufsätze
Dichtw.	30-40 Stück	Grafin Kurke, ihre Phantasie
Aschenbrödel		Brentano
? Schneewittchen?		Tomon, ihre Liebesgeschichte
		Der Nachtmann
		Eine wunderschöne Stadt
		diverse kleine Geschichten (siehe Brief)

Abb. 2: Walser an Insel-Verlag (Rudolph von Poellnitz), 4.11.1903, GSA: 50/3630 (Blatt beschnitten)

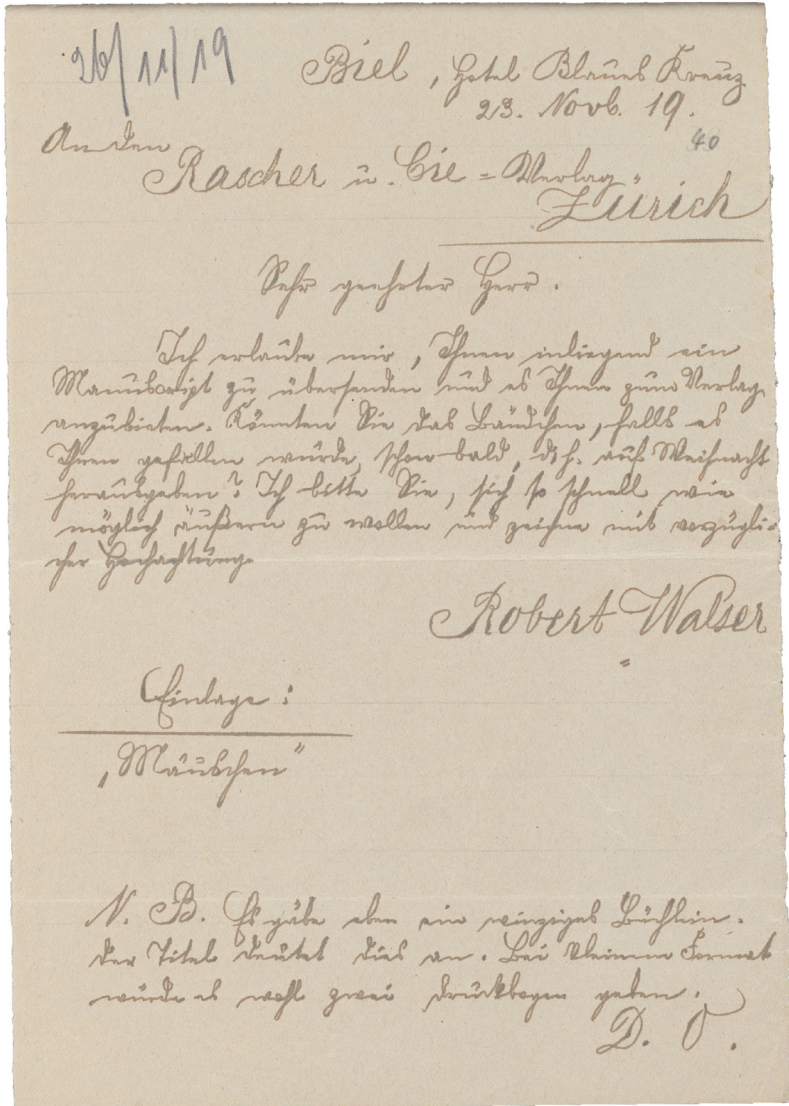


Abb. 3: Walser an Rascher-Verlag, 23.11.1919, Postkarte, RWZ: MSB1 RASCH 40

Herren Rascher & Co. Zürich
 7
 Sehr geehrte Herrn.
 Entsetzt Sie von meinem Bruder Karl
 Walser Berlin W. 10. Spangellammstraße
 14-bis frucht nach dem Sprachgebrauch der
 Prosastücke ringsumher haben Sie mich
 in die freundlich bitten, ihren Wunsch nach
 baldigen Zusendung des Buches zu erfüllen
 Sie in der Erwartung, dass Sie sich zeitig
 besorgen werden, besterdingenfalls mit besten
 Angaben
 Robert Walser
 12.2.17.

Abb. 4: Walser an Rascher-Verlag, 12.2.1917, Postkarte, RWZ: MSB1 RASCH 7

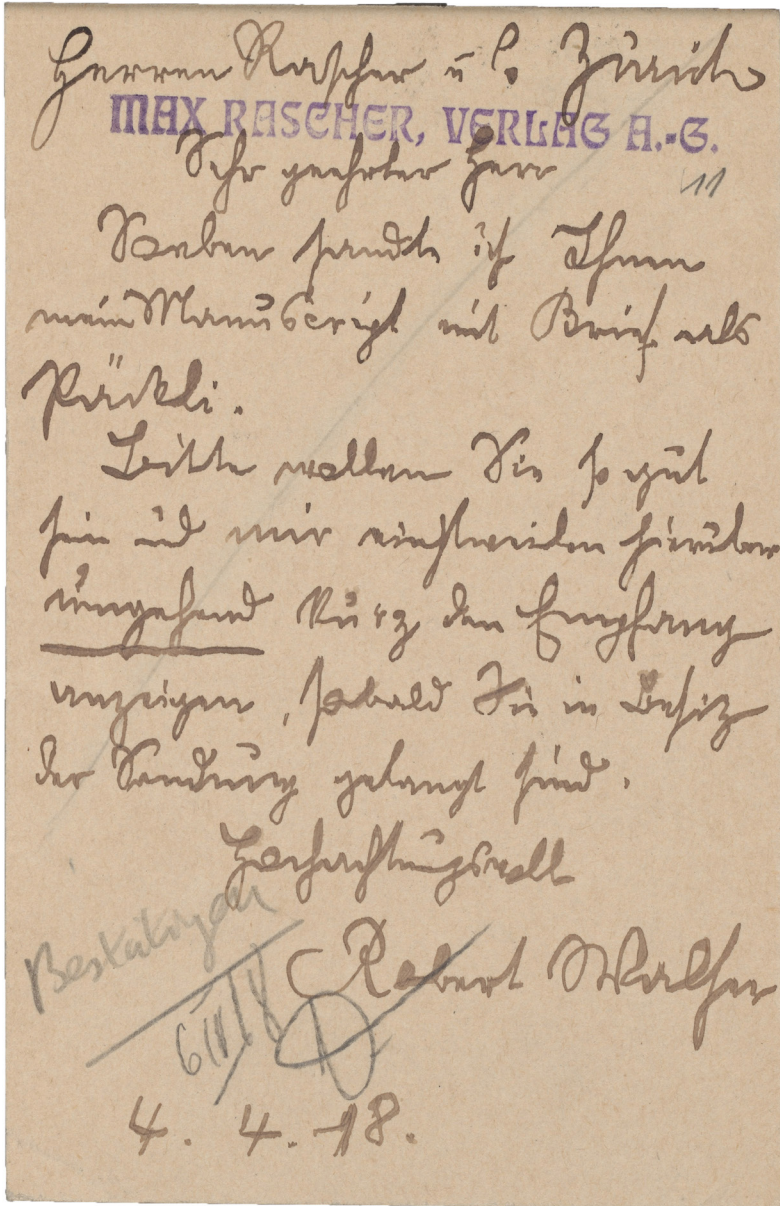


Abb. 5: Walser an Rascher-Verlag, 4.4.1918, Postkarte, RWZ: MSB1 RASCH 11

Nuancierungsphänomene

Verlagskorrespondenz ist Geschäftskorrespondenz. Und Walser ist als Kontorschreiber mit den Gepflogenheiten natürlich vertraut. Walsers Briefe an Verlage bzw. an Verleger können sich an eine Firma oder an Personen adressieren, und sie können sich persönlich oder unpersönlich an diese richten (Abb. 1 und 2). Man ist geneigt, Übereinstimmungen den herrschenden Briefsteller-Usancen, Differenzen aber dem Zufall zuzuschreiben und folglich beides für belanglos zu halten.⁹ Formulierungsnuancen können aber durchaus ›etwas bedeuten‹. Die beiden Postkarten-Beispiele aus der Korrespondenz mit dem Rascher-Verlag (Abb. 3 und 4) scheinen übereinzustimmen: Der Briefkopf nennt einen Firmennamen; in der Anrede wird der Briefempfänger angesprochen. Da die Form ›Herr‹ ohne Eigenname im zeitgenössischen Gebrauch sowohl einen bestimmten Herrn (heute: sehr geehrter Herr Rascher) als auch eine unbestimmte Person ansprechen kann (heute: sehr geehrte Damen und Herren), steckt in dieser Formulierung allerdings schon eine inhärente Uneindeutigkeit. Im zweiten Beispiel (Abb. 4) verwischen sich trotz des akkurat gezogenen Trennstrichs zwischen Adresse und Brieftext die Bereiche: Zum Firmennamen tritt der Ausdruck *Herren*, die Adressierungspräposition *an/an den* entfällt. Dadurch erhält der Name *Rascher* eine schillernde Funktion: Er gehört ja nicht jenen Verlagsmitarbeitern männlichen Geschlechts, die im Briefkopf ›angesprochen‹ werden und keineswegs *Rascher* heissen, sondern jenem Herrn, der in der Anrede steht, aber dort wiederum namenlos bleibt.

Im nächsten Beispiel (Abb. 5) findet sich an der Stelle, an der im vorangehenden Beispiel ein Trennstrich stand, ein Firmenstempel. Walser hätte es sich ersparen können, den Firmennamen handschriftlich zu wiederholen. Warum er ihn trotzdem wiederholte, könnte ausser mit Gewohnheit auch mit einer Art von Trotz zu tun haben. Stellt doch der Stempel eine Voradressierung dar, die der Verlag angebracht hatte. Der Verlag muss Walser einen Satz Postkarten gegeben und – da Postkarten vorfrankiert sind – damit für Walser die Portokosten getragen haben. Für seine Korrespondenz mit einem der andern Verlage, mit denen er in Verbindung stand, hätte Walser diese Karten also schwerlich verwenden können. Insofern wurde Walser hier als Rascher-Autor ›abgestempelt‹.

⁹ Auf der Basis dieser Auffassung wurden in SCHÄFERS Briefedition Teile des Briefkopfs einfach weggelassen, um Platz zu sparen. Editorisch fragwürdig ist auch die Praxis, fehlende Angaben z. B. des Briefdatums direkt im Brieftext zu ergänzen.

Fiktionalisierungsphänomene (I): Titulierung

Der oben eingeführte Brief Robert Walsers an den Geschäftsführer des Insel-Verlags Rudolph von Poellnitz vom 4. November 1903 hat einen gewichtigen Inhalt: Walser schlägt hier sein erstes Buchprojekt vor:¹⁰

Waedenswil, 4. Novb 1903

Tit. Insel-Verlag, Leipzig
Lindenstrasse 20

Hochgeehrter Herr von Poellnitz.

Ich gestatte mir, Ihnen unter Hinzugabe einer Karte von Franz Blei, die unten verzeichneten Werke von mir mit der höflichen Anfrage zu unterbreiten, ob Sie event. geneigt wären, ein Buch davon herauszugeben. Ich glaube, daß bei einfacher Ausstattung das Buch seinen Absatz schon finden wird & sehe gern Ihren gefl. Meinungsäußerungen hierüber entgegen. Die betr. Sachen selber werde ich Ihnen, falls Sie eine Herausgabe wünschen, direkt beschaffen.

Mit ausgezeichneter Hochachtung
Robert Walser
in Waedenswil
am Zürichsee

Aufstellung der für
eine eventuelle Herausgabe im Inselverlag
für geeignet erachteten Werke

[...] ¹¹

Eigentlich empfiehlt sich Walser als literarischer Autor. Doch wen man hier am Werk sieht und alleine schon an der Wahl einwandfreien Schreibgerätes und grossformatigen Papiers, an der perfekten Briefgestaltung und Raumeinteilung, der schwungvoll verschnörkelten Schönschrift, dem sicheren Wechsel

¹⁰ Walsers Vorschläge sind nach Gattungen geordnet und enthalten unter *Prosa* «Fritz Kocher's Aufsätze», die Ende 1904 tatsächlich bei Insel in Buchform herauskommen sollten. In seinen (schliesslich erfolglos bleibenden) Versuchen, den Verlag später zu weiteren Publikationen zu bewegen, griff Walser immer wieder auch auf die schon hier genannten Texte zurück.

¹¹ Arbeitstranskription Robert Walser-Zentrum, Bern; vgl. Briefe [Anm. 1], S. 20f.

von deutscher zu lateinischer Schreibschrift, der sauberen Randbündigkeit, der gelungenen optischen Mittung innerhalb von Kolumnen usw. erkennen kann (vgl. Abb. 2), ganz zu schweigen vom virtuosen Gebrauch der üblichen Höflichkeitsformeln, scheint der Autor in der Rolle seines eigenen Kontorschreibers zu sein. Dieser Brief würde zweifellos als Muster taugen für einen Geschäftsbrief, wie ihn die zeitgenössischen <Briefsteller> empfahlen. Berücksichtigt man, dass Walser, als er den Brief schrieb, in Wädenswil als kaufmännische Hilfskraft arbeitete, als die er sich in dem 1908 erschienen Roman <Der Gehülfe> überdies <stilisierte>, so ist diese Deutung vielleicht nicht ganz unplausibel. Die Welt des Kontors und die Welt der Literatur sind bei Walser nicht undurchlässig.¹²

Im Hinblick auf den hier im Vordergrund stehenden Adressierungsaspekt ist zu betonen, dass der höflichkeits- und förmlichkeitsrhetorische Grundton von Walsers Brief das Adressiertsein permanent evoziert – Höflichkeit ist transitiv und schafft sich ein Objekt. Die Anschrift *Tit. Insel-Verlag* ist Teil dieses Höflichkeitsspiels. *titulo*, <Titel>, hier in der Kurzform *Tit.*, entwickelte sich aus älteren Respektformeln wie *titulo pleno*, <mit vollem Titel> oder *titulo debito*, <mit gebührendem Titel>. Zu Walsers Zeit vermutlich bereits leicht archaisierend, war sie nach Auskunft eines <Briefstellers> in zwei Fällen verwendbar: bei der unpersönlichen Adressierung (z. B. an Regierungsstellen, Beispiel: *An die Tit. Justizdirektion des Kantons N. in N.*) sowie für *Männer, die durch Bildung, edle Benutzung eines bedeutenden Vermögens zu Ansehen gelangt sind und einen wohlthätigen Einfluß auch auf das öffentliche Leben besitzen*.¹³ Zumindest als Motto passt diese Formulierung recht gut zum Selbstbild und zur Geschäftsidee, mit der Alfred Walter Heymel und Alfred Alexander Schröder den Insel-Verlag gründeten und führten.

Im folgenden, über 20 Jahre später geschriebenen Brief treibt Walser seine Titulierungspoetik weiter:

12 Vgl. Robert Walser: Im Bureau. Aus dem Leben der Angestellten, hg. v. RETO SORG / LUCAS MARCO GISI, Berlin 2011.

13 H. H. Meili's Schweizerischer Briefsteller für das Volk. Briefe und Geschäftsaufsätze nach dem Bedürfnis im gewöhnlichen Leben enthaltend [...]. 14. Auflage, Aarau 1901, S. 326 und 328f.

Ich zügelte soeben

wieder einmal um

Bern,
Thunstraße 20^{III}

An die Wissen und Leben-Redaktion
zu Händen meines unersetzlichen
Herrn Dr Mäxchen Rychner
in Zürich
im Kreis Inteligentikza

Lieber Monsieur.

Ich hielt für angebracht nach Wien, im K. K.-Stil, kund und zu wissen zu tun, Sie hätten gesagt, ich sei etwas wie ein Shakespeare des Prosastückli's.

[...]

Ihnen, mein lieber Freund, wenn ich Sie so titulieren darf, bleibe ich hunderttausend mal verbunden und grüße Sie

großartig

Ihr Röbeli Wausser¹⁴

Walser gestaltet diesen Brief graphisch mit grösster Sorgfalt (Abb. 6) und betont damit dessen Artefakt-Charakter. Gestalterische Künstlichkeit und rhetorische Manieriertheit kontrastieren mit dem Mitteilungsgelhalt des Briefes: dem Dank für die Aufnahme eines Beitrages in Rychners Zeitschrift sowie eine Adressänderung. Der Brief setzt ein mit der Herabsetzung von *Mäxchen* Rychner und mit Walsers Selbstpreisung als *Shakespeare des Prosastückli's* – eine verkehrte *captatio benevolentiae*. Die Antonomasie *Shakespeare des Prosastückli's* ist jedoch ironisch gebrochen. Denn zum einen stellt sie eine Anspielung auf Paul Heyse auf Gottfried Keller gemünzten *Shakespeare der Novelle* dar, ist also, wenn nicht bereits bei Heyse, so doch spätestens bei Rychner ironisch zu verstehen.¹⁵ Walser mochte es nicht, mit Keller verglichen zu werden.¹⁶ Zum andern weist schon das Diminutiv auf das *inaptum* zwischen Shakespeares

14 Arbeitstranskription Robert Walser-Zentrum, Bern (diakritisches Zeichen: <spanisches Fragezeichen> für unsichere Entzifferung); vgl. Briefe [Anm. 1], S. 237.

15 Paul Heyse: Zwölf Dichterprofile (Gottfried Keller), in: Deutsche Rundschau 10 (1877).

16 Vgl. PETER UTZ: Ausklang und Anklang – Robert Walsers literarische Annäherung an Gottfried Keller, in: Jahresbericht der Gottfried Keller-Gesellschaft. Rede zum Herbstbott 2001, Zürich 2002, S. 3–29.

Ich grüßte Sie schon
 Bern,
 Sonntag den 20. III.
 wieder einmal neu.
 Da Sie Wissen und Leben = Redaktionen
 zu Ehren meines Ansehens
 Herrn Dr. Max Rychner
 in Zürich
 im Kreis Intelligenzien.

Lieber Herr,
 Ich finde Sie unglaublich weit oben im K. K. =
 -Welt, und zu wissen zu sein, Sie sitzen vorzugs-
 weise nicht nur ein Werkbrett der Prospektiv-
 der Zeit, zu meiner Ergänzung, wenn ich Sie und die
 in die Confession ständes, um einen oder zwei Zeilen
 zu lesen. Meiner Ansicht nach sind die
 Tage und ich habe Ihnen geschrieben, daß ich die
 fruchtbarsten in meine Hand geschrieben, die
 mein Name glücklich unterzeichnet. Mein
 Land, und ich habe mich ein wenig, um
 den Namen von Provenienz, lobt mich
 das weilen, nach ich Ihnen irgendwas
 sollen aber nicht mich selbst, falls ich
 -dieferzeitigkeit sein, die Sie so
 zu verstehen. Nach Berlin wurde ich
 schon von abgelehnt, mit dem Namen
 Abhandlung. Es ist, als ob man
 Ihnen mein Liebes Wort wenn ich
 das ist für den Namen und
 Sie sind die

verständig ist
 Robert Walsers

Abb. 6: Walsers an die Zeitschrift «Wissen und Leben» (Max Rychner), undatiert [1925], DLA: Hs. 2004.008

«Grösse» und der von Walser gepflegten sogenannten «kleinen Form» hin. Der Shakespeare-Vergleich macht Walser also eher klein als gross. Das zeigt sich an der Unterschrift: Robert wird zu *Röbeli*, und der Familienname *Walser* wird durch eine dialektale L-Vokalisierung (*Wauser*) verballhornt. Bevor sich Walser unterschriftlich zum knabenhaften Sonderling aus der literarischen Provinz macht, schwingt er sich in der Grussformel in einer letzten Volte *grossartig* auf. Selbstpreisung und -herabsetzung bleiben in steter Oszillation. Genauso verhält es sich auf der Adressatenseite: Respekt und Respektlosigkeit oszillieren, wenn *Mäxchen* eben doch auch wieder als ein *Herr Dr.* tituiert wird.

Die Adressatensetzung bleibt unter diesen Voraussetzungen fast grundsätzlich unsicher. Soll sich Rychner überhaupt gemeint fühlen? Ist er nicht vielmehr als amüsiertes Publikum eines an eine Rychner-Rolle adressierten Briefes angesprochen? Und seinerseits eventuell dazu herausgefordert, nun selbst der Rollenfigur *Röbeli Wauser* einen (neckisch-launigen!) Brief zurückzuschreiben? Könnte es das sein, worauf Walser hinauswill?

Von der Adressatensetzung hängt die (unsichere) Ich-Setzung ab. In diesem Brief bildet die Adressatensetzung ein besonders starkes Prisma der Selbstbe Spiegelung. Was hier erkennbar wird, gilt in wechselndem Ausmass aber auch für viele weitere Briefe. Walsers Epistolographie ist in weiten Teilen kaum zu verstehen ohne Blick auf die Adressatenfiktionalisierung. Diese hängt eng zusammen mit seinem «projet existentiel» eines fortgesetzten autofiktionalen Schreibens.¹⁷ Wie das Briefbeispiel zeigt, ist bei Walser auch die Geschäftskorrespondenz, in der Rollenangebote ja besonders ausgeprägt sind, davon keinesfalls ausgenommen.

Fiktionalisierungsphänomene (II): Briefschreiben und Werkschreiben

Aus der autofiktionalen Konzeption des Schreibens – als *einem*, wenn auch in sich vielfach zersplittertem Schreiben¹⁸ – ergibt sich, dass Walser die zwischen Brief- und Werkschreiben liegenden Grenzen in beiden Richtungen überschreitet.

17 Vgl. PETER UTZ: Erschriebenes Leben. Ist Robert Walsers «Poetenleben» eine «Autofiktion»? In: *Ich beendige dieses Gedicht lieber in Prosa*. Robert Walser als Grenzgänger der Gattungen, hg. v. ANNA FATTORI / KERSTIN GRÄFIN VON SCHWERIN, Heidelberg 2011, S. 27–43.

18 Vgl. Robert Walser Text «Eine Art Erzählung», wo die Ich-Figur ihr aus Prosa stücken bestehendes literarisches Werk als ein *mannigfaltig zerschnittenes Ich-Buch bezeichnet und als Roman, woran ich weiter und weiter schreibe*. (Robert Walser: Sämtliche Werke in Einzelausgaben, hg. v. JOCHEN GREVEN, Bd. 20: Für die Katz. Prosa aus der Berner Zeit 1928–1933, Zürich/Frankfurt a. M. 1986, S. 322).

Die beiden im folgenden diskutierten Briefe müssen in diesem Werk/Brief-Zusammenhang gesehen werden. Im Gegensatz zum frühen Brief an den Insel-Verlag gehören diese Briefe, wie auch der *Mäxchen*-Brief, in den letzten Abschnitt von Walsers literarischer Laufbahn. Walser muss sich in dieser Zeit zuweilen ausgebrannt gefühlt haben; er glaubte sich von seinen literarischen Konkurrenten in den Schatten gestellt. Trotzdem wuchs seine Produktivität.

Walsers Brief an Rychner vom 20. Juni 1927 (Abb. 7) gehört zu den meistzitierten Walser-Briefen, verspricht er doch Aufschluss über Walsers Obsession, sein ganzes beträchtliches Spätwerk in Mikrogramm-Form, d. h. in einer Kleinstschrift auf engsten Raum komprimiert zu Papier zu bringen.¹⁹ Nicht weniger interessant ist der Brief aber auch aus einem andern Grund: Walsers Reflexion über die Frage, was geschieht, wenn sich ein Brief «in Literatur verwandelt».

Der Brief enthält als Beilage die Korrekturen zu einem in Rychners Zeitschrift erschienenen «Brief an ein Mitglied der Gesellschaft».

Bern, Luisenstr. 14^{III}

20. Juni 1927.

An die

Neue Schweizerische Rundschau-Redaktion

Wissen und Leben

in Zürich,

Sehr lieber, verehrter Herr Doktor Rychner.

Ihnen anbei umgehend die Korrektur zurückgebend (früher behielt ich Korrekturen eigenmächtig; jetzt, wie Sie sehen, nicht mehr) erlaube ich mir einige Äußerungen, auf die Gefahr hin, von Ihrer Vortrefflichkeit für einen Plauderi gehalten zu werden. Die Sache mit diesem Brief an ein Mitglied der Gesellschaft ist die, daß er ursprünglich, d. h. auf dem Brouillon, an eine hiesige Dame gerichtet wurde, daß ich aber diskretionshalber fand, dieser besondere Umstand, weil er als etwas zu pikant empfunden werden könnte, müsse verschleiert, verallgemeinert, vermännlicht, d. h. ganz einfach zu einer kulturellen Angelegenheit umgestempelt werden, indem ich mich zum Grundsatz bekenne, ein Schriftsteller habe dringend Modelle nötig, die ihn beleben, er sei aber verpflichtet, diese seine

¹⁹ Vgl. dazu u. a. WERNER MORLANG: Melusines Hinterlassenschaft. Zur Demystifikation und Remystifikation von Robert Walsers Mikrographie, in: *runa. Revista portuguesa de estudos germanísticos* 1 (1994), Nr. 21, S. 81–100, hier S. 85–89.

Modelle nach Möglichkeit zart anzufassen, will sagen, vollständig unangerührt, ungekennzeichnet zu lassen.

[...] Sie merkten dem vorliegenden Beitrag vielleicht nicht an, daß die vier oder fünf letzten Zeilen ausnahmsweise nicht aus dem Bleistiftgebiet stammen sondern bloß rasch noch, in der letzten Minute, angeflickt, beigefügt wurden. [...] ²⁰

Die entstehungsgeschichtlichen Erläuterungen im ersten Absatz könnten den Anschein erwecken, dass Walser möglicherweise ein Fiktionskonzept vertrat, das weit traditioneller ist, als seine literarische Praxis es vermuten liesse: Inspiration durch Erlebnis, vollständige literarische Transformation der Wirklichkeit, totale Verwischung von Wirklichkeitsspuren, kein «unzartes» Durchbrechen der Fiktionalität, dies sind Erbstücke einer real-idealistischen Erzähltradition. Dagegen ist zu bedenken, dass Walser die Einordnung des Textes durch seine Erklärung, der Text sei im Brouillon als wirklicher Brief gedacht gewesen, zwischen Brief- und Werkschreiben schwanken lässt. Verstärkt wird dieser Schwebezustand dadurch, dass diese Erklärung an sich wiederum erfunden sein kann. Will Walser hier wirklich nur literarischen Illusionismus erzeugen, indem er zu einem «gewöhnlichen» Text einen Erlebnishintergrund erfindet? Oder weist er vielmehr – theoretisch doch ganz auf der Höhe seiner literarischen Praxis stehend – auf einen Grundcharakter seines Schreibens hin: die Unentschiedenheit zwischen wirklichem Adressat und Adressatenrolle (*eine hiesige Dame, ein Mitglied der Gesellschaft*), zwischen eigentlicher und uneigentlicher Kommunikation, und allgemeiner: die Unentschiedenheit zwischen Autobiographischem und Fiktionalem?²¹

Ausserordentlich interessant ist auch Walsers Hinweis im zweiten Absatz. Er schreibt, er habe im Zeitschriftenbeitrag gegenüber der Mikrogramm-Vorstufe eine Ergänzung des Schlusses vorgenommen. Es handelt sich dabei vermutlich um die kurze Coda, die den «Brief an ein Mitglied der Gesellschaft» zu einer Brief-«Schreib-Szene» werden lässt.²² Der Briefschreiber schickt sich an, den Brief zum Abschluss zu bringen und wird dabei, wie es im Brief heisst, durch einen Besucher gestört:

20 Arbeitstranskription Robert Walser-Zentrum, Bern; vgl. Briefe [Anm. 1], S. 301 f.

21 Vgl. dazu RETO SORG: Selbsterfindung als Wirklichkeitstheorie. Zu Robert Walsers nachgelassener «Tagebuch-Erzählung» aus dem Jahr 1926, in: *Ich beendige dieses Gedicht lieber in Prosa*. Robert Walser als Grenzgänger der Gattungen, hg. v. ANNA FATTORI / KERSTIN GRÄFIN VON SCHWERIN, Heidelberg 2011, S. 111–129.

22 Zentral am Begriff «Schreib-Szene» ist, dass, anders als bei einer blossen textinternen *Darstellung* von Schreibprozessen, der geschriebene Text auf den Schreibprozess zurückzuwirken scheint (vgl. dazu MARTIN STINGELIN: «Schreiben». Einleitung, in: *Mir ekelt vor diesem tintenklecksenden Säkulum*. Schreibszenen im Zeitalter der Manuskripte, hg. v. MARTIN STINGELIN / DAVIDE GIURIATO / SANDRO ZANETTI, München 2004, S. 7–21, bes. S. 15).

Bern, Luisenstr. 14 III
20. Juni 1927.

An Sie
Ihre literarische Rezension = Reaktion
Wissen und Leben
in Zürich.

Hier lieber, verehrter Herr Doktor Rychner.
Ihren mir bei Empfang Ihrer Korrektur
= Ihre zurückgeblieben (Ihre Briefe enthält ich Korrekturen, einige
= unvollständig; jetzt, wie Sie sehen, nicht mehr) erhalten ist
und einige Verbesserungen, wie Sie gefällig ist, von Ihrer
Wohlwolligkeit für einen Privatari erhalten zu werden.
Ihre Briefe mit diesem Brief von mir mitglied der
Gesellschaft ist die, daß er unvollständig ist, wie Sie
Lorenz, von mir einige Jahre vorwärts werden,
Ihre über die Situation selbst hat, ~~ist~~ Ihre besondere
Umstände, nach er als Arbeit zu einem unvollständigen
anderen Punkte, müssen unvollständig, unvollständig,
unvollständig, d.h. ohne mich zu einem unvollständigen
Angelegenheit unvollständig werden, indem ich mich
dem Gegenstand bekann, ein Briefsteller habe einige
Mängel nötig, die ich habe, so wie über unvollständig,
Ihre für die Mängel nach Möglichkeit ganz unvollständig,
nicht fragen, unvollständig unvollständig, unvollständig
zu helfen.

Abb. 7: Walser an die Zeitschrift «Wissen und Leben» (Max Rychner), 20.6.1927, S. 1, DLA: Hs. 2004.008

aber soeben erhalte ich Besuch, ein scheinbar durchaus nicht unbedeutender Draufgänger unterbricht mich, indem er ernsthaft zu mir hereintritt, was mich veranlaßt, aufzustehen, um ihm entgegenzutreten. [...] Der Eingetretene wünscht nämlich von mir eine Erklärung. Er sieht sichtlich gespannt aus. Er spielt den Erschrockenen. Möglich, daß er wirklich konsterniert ist. Ich bin bereits vorbereitet, einige überzeugende Worte zu sagen. Er sagte mir, ich führte mich unglaublich jung auf, woraufhin ich mir Jugendlichkeiten ihm gegenüber herausnahm, über die ich ihm nun Auskunft schuldig zu sein scheine.²³

Wenn man sich fragt, warum Walser diese Ergänzung vornahm und warum er ausserdem Rychner darüber ins Bild setzen wollte, so drängt sich unweigerlich die Überlegung auf, dass er damit auf seine eigene Burschikosität Bezug genommen haben könnte. Der Zweck der brieflichen Erklärung würde dann also darin liegen, den Feuilletontext ‹Brief an ein Mitglied der Gesellschaft› für Rychner als ein Palimpsest lesbar zu machen. Rychner würde so zum Adressaten eines primär unspezifisch an die literarische Öffentlichkeit adressierten literarischen Feuilletontextes. Für diese Hypothese spricht, dass Walser auch anderswo in seinen Briefen durch gezielte Verweise auf eigene Werke indirekte Mitteilungen zu machen scheint.²⁴ Das hiesse, dass Walser das epistolographische Schreiben im literarischen Werk fortführt. Ebenso wie Walser nach Lust und Laune reale Briefempfänger in seiner Korrespondenz fiktionalisiert, ‹privatisiert› er das publizierte Schreiben.

Letzte und logische Konsequenz, die ein Zeitschriftenredakteur, der Walsers Spiel durchschaut, daraus ziehen könnte, wäre, Walsers Briefe zusammen mit den eingereichten Texten oder sogar *statt ihrer* zu veröffentlichen. – In mindestens einem Fall ist das tatsächlich geschehen. Das ‹Berliner Tageblatt›, einer der wichtigsten späten Publikationsorte Walsers, brachte den folgenden Beitrag:

BESCHWERDE.

Robert Walser, der das zarteste Deutsch schreibt, ist auch in seiner geschäftlichen Korrespondenz von vorbildlicher Höflichkeit, und die Redaktion kann es sich nicht versagen, einen Beschwerdebrief aus seiner Feder zu Nutz und Frommen aller Autoren hier abzudrucken.

23 Robert Walser: Sämtliche Werke in Einzelausgaben, hg. v. JOCHEN GREVEN, Bd. 17: Zarte Zeilen. Prosa aus der Berner Zeit 1926, Zürich/Frankfurt a. M. 1986, S. 149.

24 Vgl. z. B. Walser an Therese Breitbach (Briefe [Anm. 1], S. 283–285). – Walser eröffnet diesen Brief mit der Koseform *Mademoisellen* und verbittet sich vehement, von Breitbach geduzt zu werden; er evoziert dann zwei von ihm verfasste und von Breitbach gelesene Texte (‹Der Kuss› und ‹Ein Bubikopf›) und benutzt diese Bezüge zu feinen Anzüglichkeiten.

«Sehr verehrter Herr!

Sie beliebten mir meine drei letzten von Ihnen gütig veröffentlichten Beiträge mit Mark ... zu honorieren. Meines Wissens machten wir gegenseitig eine Taxe von Mark ... pro Prosastück ab, weshalb ich Sie mit Heutigem freundlich um gefällige Übersendung von Mark ... bitten möchte, indem ich der angenehmen Meinung bin, Ordentlichkeit sei überall, d.h. für alle Menschen, hübsch, und dass Abmachungen besonders im geschäftlichen Verkehr von Nation zu Nation ernst zu nehmen seien.

Indem ich mir gestatte, zu erwarten, von Ihnen keinerlei unschevalereske Behandlungsart erfahren zu sollen, grüsse ich Sie in ausgezeichnete Hochachtung Robert Walser.»²⁵

Diesen Brief zu veröffentlichen, mag unfein gewesen sein. Vor dem Hintergrund von Walsers Poetik im allgemeinen und seiner Epistolographie erscheint es als durchaus angemessen.

Editorische Konsequenzen

Sowohl die überlieferungsbedingten Unsicherheiten der Adressatenidentifizierung als auch die hohe Relevanz von Rollenfiktionalisierungen in Robert Walsers Epistolographie legen nahe, alle Phänomene und Fragen, die im Zusammenhang mit Adressen, Adressaten und Adressierungen stehen, editorisch mit grösster Sorgfalt zu behandeln. Die Befunde sind vollständig und mit gebotener Genauigkeit wiederzugeben; Befund und Deutung sind zu trennen; unsichere Deutungen sind zu kennzeichnen, unreflektierte Deutungen sind zu vermeiden. Die hohe und textgattungsübergreifende Autofiktionalität von Walsers Schreiben legt ausserdem nahe, möglichst alle Beziehungen zu Walsers literarischen Werken und zu seinen Nachlasstexten zu berücksichtigen.

Das heisst, in Bezug auf die Wiedergabe, Beschreibung und Kommentierung der Brieftexte, wie sie durch die Kommentierte Berner Ausgabe angestrebt wird:

- Briefköpfe werden vollständig wiedergegeben.
- Adressen auf Briefumschlägen sowie auf Adressseiten von Postkarten werden beschrieben.

25 Berliner Tageblatt, Nr. 408, 30.8.1929. – Dieser Text, in der ersten Walser-Gesamtausgabe (1972 [Anm. 1], vgl. Briefe [Anm. 1], S. 341 und 421 f.) nur als Brief ediert, in den ‚Sämtlichen Werken in Einzelausgaben‘ (1985/86 [Anm. 17]) fehlend, wird in der KBA sowohl als Feuilletontext als auch als Brief wiedergegeben werden.

- Voradressierungen durch Firmenstempel u. ä. werden beschrieben.
- Bearbeitungs- und Registraturvermerke werden beschrieben.
- Briefe mit schwer zu beschreibenden Adressierungsphänomenen werden abgebildet.
- Zwischen Firmen- und Personenadressierung wird unterschieden.
- Hypothetische Identifikation von Adressaten wird transparent gemacht.
- Kommunikationskontexte werden erläutert.
- Epistolographische Formeln, Titulierungen usw. werden erläutert.
- Walsers Verhältnis zu seinen Adressaten wird erläutert.
- Bezüge zu Walsers literarischen Werken werden nachgewiesen.

Aus der Sicht der wissenschaftlichen Editionsphilologie mögen diese Prinzipien als selbstverständliche Minimalbedingungen erscheinen. Andererseits lassen sie sich aber nicht erfüllen, ohne dass für diejenigen Leser, die einen flachen Zugang zu den Briefen wünschen, der Eindruck einer gewissen ‚Herausgeberlastigkeit‘ und ‚Apparatierung‘ entsteht. So sehr dieser Effekt unumgänglich ist und so sehr er dem Grundcharakter der Edition als reflektierter Form der Vermittlung entspricht, so unmöglich überhaupt eine ‚direkte‘, ‚ungefilterte‘ und ‚unmittelbare‘ Lektüre von Briefdokumenten ist, soll andererseits doch auch dem Anliegen der Lesbarkeit gebührende Beachtung geschenkt werden.

Heft 9/2012 – Aus dem Inhalt

REGULA SCHMIDLIN

Zum Erzählerwerb aus linguistischer Sicht: Narrative Strukturen in Monolog und Interaktion

RÉJANE GAY-CANTON

Wenn Heiden und Juden den Christen zum Beispiel werden. Zur Kontroverse um die Empfängnis Marias im späten Mittelalter und in der frühen Neuzeit

YEN-CHUN CHEN

Das Alte und das Neue im ›Rappoltsteiner Parzifal‹. Komplementarität als kohärenzstiftendes Moment in mittelalterlichen Galdichtungen

MARIO WICKI

Gibt es ein Schweizer Standarddeutsch? Pro und Contra

PETER STOCKER

Adressaten und Adressierungen in Robert Walsers Briefen und ihre editorische Behandlung in der Kommentierten Berner Ausgabe (KBA)

ULRICH WEBER

Vernetzungen: Die textgenetische Edition des ›Stoffe‹-Projekts von Friedrich Dürrenmatt im Umfeld anderer Nachlass-Editionen

MAGNUS WIELAND / SIMON ZUMSTEG

Hermann Burgers ›Lokalbericht‹. Von der Archivfiktion zur Archivedition

Germanistik in der Schweiz

ISBN 978-3-033-03520-1



9 783033 031678 >